

## Lerne, anders zu erzählen

### Paul Ricœur entwirft eine Politik des Gedächtnisses

Die moderne Geschichtswissenschaft plagt Selbstzweifel. Und das schon seit einiger Zeit. Schuld daran trägt die postmoderne Provokation. Sie zerstörte alteuropäische Selbstgewißheiten, säte Mißtrauen in traditionelle wissenschaftliche Methoden. Im Falle der Geschichtsschreibung besorgte das Hayden White. In seinem Buch „Metahistory“ schlug er die historische Forschung dem literarischen Genre zu. Den Geschichtsforschern warf er vor, fiktionale Texte zu erzeugen. Sie sollten lieber gleich, so seine raffinierte Wendung, gute Literatur produzieren statt sperriges und unlesbares Datenmaterial, das niemand lesen will. Vertrauenskrisen hinterlassen nicht nur Ratlosigkeit unter den Betroffenen, sie bieten auch Raum für neue Möglichkeiten. Aus Verlust wird Gewinn – in diesem Fall für den Philosophen. Er kann, wenn Wahrheitssuche und Objektivitätsideal in Verruf kommen, mit seinen Deutungen und Selbstaussagen reüssieren. Paul Ricœur, prominenter Phänomenologe aus Frankreich, treibt das schon eine Weile recht erfolgreich. Vornehmlich im historisierenden Gewerbe. Seine Narrationen werden sehr geschätzt. Die Gegner des Poststrukturalismus haben das zuweilen ausgenutzt; sie riefen den Hermeneutiker gern herbei, wenn es galt, Hypersemiotiken zu korrigieren.

Im vorliegenden Buch, das zwei Lesungen umfasst, die der Philosoph 1996 in Madrid und 1997 am Collège international de philosophie in Paris gehalten hat, entwirft Ricœur eine Politik des Gedächtnisses. Im Herzen Alteuropas dürfte diese Politik Aufmerksamkeit erregen, weil nirgendwo sonst so heftig erinnert wird, der Weg in die Mahnmalisierung der Gesellschaft am weitesten entwickelt ist.

Gedächtnis und Erinnerung sind für Ricœur weder eine rein private Veranstaltung. Noch finden sie ihre Aufhebung oder Vollendung in institutionellen Formen oder öffentlichen Gefäßen. Zwischen individuellen und kollektivem Gedächtnis herrscht vielmehr Wechselwirkung – und das unter dem Diktum von Zeit und geschichtlicher Erfahrung. Die Dialektik aus Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, die mit Beginn der Moderne einsetzt, verzeitlicht die Vergangenheit und polt sie auf Zukunft um. Die Gegenwart avanciert seitdem zur Schnittstelle des Umschlags von Vergangenheit in Zukunft; und die Dynamik dieses Prozesses garantiert den Fortgang des geschichtlichen Bewußtseins.

Diese moderne Semantik, seit Reinhart Koselleck Allgemeingut der Historiographie, nutzt Ricœur, um Gedächtnis und Erinnerung aus ihrer Vergangenheitsfixiertheit herauszulösen und sie in den Horizont einer offenen Zukunft zu rücken. Den Philosophen zwingen vor allem zwei Gründe zu dieser Umorientierung: Zum einen bezweifelt Ricœur das Aristotelische Diktum, wonach das Gedächtnis der Erinnerung teilhaftig sei. Zu viele Hindernisse (Traumata, Ängste, Schamgefühle, Verdrängungen ...) stemmen sich einer vollständigen Vergegenwärtigung des Vergangenen entgegen. Zudem zeichnet das Gedächtnis ein „Verlässlichkeitsmangel“ aus. Weswegen es bei Zeiten (im)materieller Stützen bedarf, öffentlicher (Be)Zeugnisse (Monumente, Archive, Denkmäler) oder Feste, Beteuerung und Riten (Gedenktage oder –feiern), die den Selektionsmechanismen der Erinnerung umgehen und ihr ein Gedächtnis verpassen. Zum anderen wird die Vergangenheit von der Last der Schuld erdrückt. Dies führt dazu, daß das Vergangene die Zukunft kolonialisiert, sie in ihrem Seinkönnen einzuschränken droht. Deswegen plädiert Ricœur für einen „rechten Gebrauch des Vergessens“. Den findet der Hermeneutiker im Verzeihen, einer besonderen „Form aktiven Vergessens“. Der Philosoph ist überzeugt, daß nur ein starkes Vergeben von Schuld entlastet, mithin von der Verpflichtung, sich permanent an sie erinnern zu müssen. Dazu ist allein das Opfer befugt. Nur es kann die Gabe geben, die jedem ökonomischen Kalkül entzogen bleibt, und die der Philosoph Gnade nennt.

Dies sind ungewohnte, erfrischende Töne für ein Land, wo zunehmend Erinnerungswut die öffentliche Debatten über das Unfaßbare begleitet, wo immer noch Gesinnungsschwüre abgefragt statt Analysen geleistet werden, wo Scham und „Schuld den Spuren der Vergangenheit zugefügt“ und Gedenkrituale abgehalten werden, die dem Ausland das Bild eines geläuterten Deutschlands demonstrieren sollen. Und dennoch: Trotz dieser neuen Sprache steht hinter dieser Gabe des Philosophen wider den Wiederholungszwang ein Mythos. Zwar weiß der Philosoph um das Unverfügbare der Erinnerung. Doch traut Ricœur dem Historiker zu, mit seinen Erzählungen „kranke Gemeinschaften“ zu heilen, wenn er ihnen ein „Gedächtnis zweiter Ordnung“ verschafft.

Dieser Glaube an Heilung, Durcharbeitung oder Wiedergutmachung ist, mit Verlaub gesagt, vermessen. Das reflexive, sich selbst transparente Bewußtsein ist Geschichte. Dies gilt auch dann, wenn es ausgelagert und an Dritte delegiert wird: an Therapeuten, an die Öffentlichkeit oder an Historiker, die als „bonus judex et incorruptus censor“ auftreten, wie das Koselleck kürzlich auf der Hegel-Tagung in Stuttgart forderte. Das

Gedächtnis behält, was es behält; und die Gesellschaft heilt, was sie heilt. Vielleicht sollten auch Philosophen sich gelegentlich mit der kognitiven Architektur der Erinnerung vertraut machen, bevor sie mit der Empfehlung: „lerne, anders zu erzählen“ hausieren gehen. Etwas mehr ‚Materialismus‘ würde ihnen jedenfalls nicht schaden.

Paul Ricœur, Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen. Übersetzt von Andris Breitling und Henrik Richard Lasaar. Mit einem Vorwort von Burkhard Liebsch. Wallstein Verlag Göttingen, 1999, 158 Seiten, 29 Mark